

Michael Gubo / Jasper W. Korte

»Ist Gesellschaft ein soziologisch gehaltvoller Begriff?«

Münchener Theoriegespräche 2013 vom 24. bis 25.01.2013

Die nun jährlich stattfindenden Münchener Theoriegespräche, organisiert vom Lehrstuhl Prof. Dr. Armin Nassehi an der LMU München,¹ sollen eine Diskussionsplattform für Probleme der soziologischen Theorie sein. Dabei wird von den Veranstalter_innen der rezenten deutschsprachigen Theoriediskussion gerade das Fehlen einer produktiven Diskussionskultur unterstellt, die sich eher in friedlicher Koexistenz denn in zielgerichteter Debatte vollziehen würde. Für dieses nicht ambitionslose Projekt wurde der Zentralbegriff der »Gesellschaft« gewählt, um nach dessen soziologischem Gehalt zu fragen. Anders als man bei Kenntnis der aktuellen Theoriedebatte vielleicht denken könnte, waren die Antworten auf die gestellte Frage einvernehmlich positiv: Die Soziologie benötigt einen Gesellschaftsbegriff. Dementsprechend war die Diskussion über die Notwendigkeit des Gesellschaftsbegriffs also nicht kontrovers, auch wenn die Gegenpositionen bzw. Alternativbegriffe in den Beiträgen präsent waren (bspw. Schwinn, Tenbruck, Netzwerk, Vergemeinschaftung). Ebenso wie ein relativer Konsens über die Klassiker des Fachs bestand, auf die man sich in Bezug auf den Gesellschaftsbegriff beziehen muss: Insbesondere Niklas Luhmann (sogar mehrfach, je nach Deutung ein phänomenologischer, philosophisch anthropologischer oder hegelianischer), Georg Simmel, Max Weber sowie G.W.F. Hegel. Produktiv war die Debatte allerdings, denn die Einvernehmlichkeit über die Notwendigkeit des Gesellschaftsbegriffs klärt noch nicht die Ausgestaltung ebendessen.

1 Die Veranstaltung wurde von der Siemens und der Nemetschek Stiftung unterstützt – was deutlich macht, dass die Frage bei weitem nicht nur esoterisches Soziologie-Thema ist. Wir danken an dieser Stelle der Organisation und insbesondere Gina Atzeni für die Unterstützung beim Verfassen des Tagungsberichts. Weitere Informationen zu den Münchener Theoriegesprächen unter: <http://www.lsl1.sozioologie.uni-muenchen.de/theoriegespraeche/index.html> (zuletzt aufgerufen am 12.06.2013).

Der vorliegende Tagungsbericht versucht, den Gesprächscharakter der Tagung aufnehmend, anhand einer systematischen Rekonstruktion der Beiträge zu zeigen, welche Theorieentscheidungen zu welchen weiteren Schritten bezüglich der theoretischen Tätigkeit führen. Dreh- und Angelpunkt dieser Rekonstruktion ist die Verwendungsweise des Wortes »Gesellschaft« in den jeweiligen Beiträgen: Wird »Gesellschaft« als »Begriff«, als »Metapher« oder als »Strategie« verwendet? Eine inhaltliche Analyse der jeweiligen Verwendungsweise soll damit Vergleichspunkte liefern, welche begrifflichen Zusammenhänge an das Wort »Gesellschaft« im theoretischen Diskurs angelehnt sind. Die Frage, dies es zu bearbeiten gilt, ist demnach: Welche Bedeutung hat der »Gesellschaftsbegriff« innerhalb der derzeitigen soziologischen Theoriebildung? Dies betrifft nicht nur die Frage nach dem »Gegenstand« »Gesellschaft« selbst, sondern bei der Diskussion um die Brauchbarkeit des Begriffes stehen vielfältige Zusammenhänge auf der Agenda, deren konzeptionelle Bearbeitung von einem Plädoyer für oder gegen den Gesellschaftsbegriff betroffen sind.

Bezüglich eines grundlegenden Definitionsvorschlages gaben die *Gespräche* sehr unterschiedliche Konzeptionen, seien es Umfassungs- oder Basisvorstellungen, wissenssoziologische wie literaturwissenschaftliche Konzepte der Metapher oder schließlich die Konzeption von Gesellschaft als Horizont oder als implizite Notwendigkeit. Wir geben zunächst die Vielfältigkeit der positiven Bestimmungen wieder:

Armin Nassehi (München) schlägt einen temporal gedachten Gesellschaftsbegriff vor, die Gesellschaft der Gegenwart, der sowohl die Frage nach der Differenz in der Gesellschaft, aber auch die nach Anschlussmöglichkeiten unter Bedingungen der Gleichzeitigkeit adressiert, was auf einen Horizont-Begriff hinausläuft. Weiterhin kann man nahe an der Luhmann'schen Orthodoxie bleiben und Gesellschaft als einfachstes Sozialsystem verstehen (*Athanasios Karafillidis* (Aachen)). Mit Luhmann wird allerdings auch deutlich, dass sein Gesellschaftsbegriff auch den Sinnhorizont meint, woran *Nassehi* und *Gina Atzeni* (München) eher anschließen. *Susanne Lüdemanns* (München) Antwort aus einer nicht-soziologischen Perspektive auf die Probleme der Soziologie mit ihrem Gesellschaftsbegriff ist, den Gesellschaftsbegriff als Generalklausel der Sozio-

logie (ähnlich der Menschenwürde des Grundgesetzes) zu verstehen. Von einer historischen Semantikanalyse und einer Kritik der großen Gesellschaftsmetaphern des 19. Jahrhunderts (Vertrag & Organismus) ausgehend stellen sich für *Lüdemann* zwei Probleme bezüglich des Gesellschaftsbegriffs: die Reflexivität und die Unanschaulichkeit. *Jörn Ahrens* (Gießen) betont die Temporalität des Begriffs. Ein solcher Gesellschaftsbegriff dürfe nicht raum-zeitliche, konsensuelle oder kausale Perspektiven essentialisieren, sondern der postmodernen Diskussion angemessen, die eigenen konzeptionellen Ambivalenzen und performativen Inkohärenzen adressieren. Gesellschaft ist für *Ahrens*, Simmel folgend und die Kritik Luhmanns aufnehmend, demnach nicht als Gegenstand zu begreifen, sondern als notwendige Vorstellung der Akteure, die über diese Imagination durch Wechselwirkungen Neues entstehen lassen. Gesellschaft wird so zu einem fluiden Begriff, der flüchtige Einheit thematisiert. Schließlich kann jedoch auch die Totalität der Interdependenzen mit dem Gesellschaftsbegriff gemeint sein, was in einer impliziten Form *Joachim Renn* (Münster) favorisieren würde. *Renn* wendet sich dabei zugleich gegen zwei Positionen: Zum einen gegen die Verabschiedung des Gesellschaftsbegriffs, allerdings auch gegen dessen konstruktivistische Verteidiger_innen. Positiv versucht er einen Gesellschaftsbegriff als implizite Referenz zu entwickeln. Es wurde zudem noch eine Dimension thematisiert, die Gesellschaft als Gefährdetes (im Vergleich zur Gemeinschaft) begreift. *Hermann Pfütze* (Berlin) bildet einen Gesellschaftsbegriff aus der Dualität zur Gemeinschaft und verteidigt die zivilisatorischen und gewalthemmenden Dimensionen der Gesellschaft. Dies führt er anhand des Gegensatzes von homogenisierender Vergemeinschaftung und heterogener Vergesellschaftung aus. Dabei erinnert *Pfütze* an den Trost der Weltgeschichte, dass bis jetzt noch alle homogenisierende Großprojekte gescheitert seien, ohne zu vergessen, dass Gesellschaften nicht per se gewaltloser seien. Das Festhalten am Gesellschaftsbegriff liegt für ihn insbesondere in den Gefahren seiner Gegenspieler begründet, so bliebe ohne Gesellschaft vor allem Gemeinschaft, Natur, Familie oder Glaube als Orientierung übrig. *Elmar Koenen* (München) fragt in seinem Beitrag, ob es so etwas wie »nach der Gesellschaft« geben

könnte. Dazu erinnert er an den alltäglichen Gebrauch des Wörtchens Gesellschaft, welches jeder gebraucht, ohne sich etwas dabei zu denken. Eine vergleichbare Inflation findet sich in den Suffix-Gesellschaften (von der Arbeits- bis zur Zivilgesellschaft), die laut ihm im dreistelligen Bereich liegen. Theoretisch erinnert *Koenen* vor allem an die Habermas-Luhmann-Kontroverse, in der Gesellschaft noch unhinterfragt ein Zentralbegriff war. Hiernach drehte sich der Diskurs allerdings eher hin zu einem Interesse an dem Schrumpfen und dem Verschwinden von Gesellschaften oder dem Ende der technologischen Zivilisation. Gegen die Überladung eines Gesellschaftsbegriffs, auch mit politischen Ansprüchen, stellt *Koenen* dann aber einen anspruchslosen Gesellschaftsbegriff, der ähnlich dem der Alltagskommunikation einen flexiblen Platzhalter, gleichzeitig aber ein definitives Kommunikationsangebot darstellt. Schließlich wurde aber auch daran erinnert, dass die Diskussion um den Gehalt des Grundbegriffes der Soziologie in der jeweiligen Selbstbeschreibung, so wichtig und zentral sie erscheinen mag, nicht die gesamte soziologische Forschung betrifft. Zentral problematisiert *Christoph Rosenbusch* (Frankfurt) dies: stelle man Sozialstrukturanalyse und Theorie gegeneinander, erscheinen nahezu zwei Soziologien, deren Integration aufgrund der zahlreichen Ungleichzeitigkeiten und fehlender Diskussionsbezüge erst am Anfang steht. So erscheint die empirische Sozialstrukturanalyse auf der einen Seite nahezu naiv, geht sie von Nationalgesellschaften aus, gleichzeitig und gerade deshalb kann sie sich dem Gesellschaftsbegriff aber auch über Relationierungen (möglicherweise?) elegant entledigen. Der empirischen Sozialforschung wirft er in diesem Zusammenhang eine Ignoranz gegenüber theoretischen Entwicklungen vor. Sie benutzt den Gesellschaftsbegriff tentativ, im Sinne einer intuitiven Verortung der eigenen Aussagen, die auf Diagnosen zielen. *Rosenbusch* setzt gegen eine Vorstellungen von Quantitäten messender Sozialstrukturanalyse die differenzierungstheoretische Gesellschaftskonzeption. Diese sei gegen verkürzende Verabschiedungen des Gesellschaftsbegriffs (Schwinn) zu verteidigen, da eine herrschende Differenzierungsform in der funktionalen Differenzierung zu finden sei, die eine vor allem theoretisch gehaltvollere Gesellschaftsvorstellung zu bieten hat und sich nicht in Einzelergebnissen von Quantitäten,

die ihre eigene Verneinung nicht mittransportieren, verliert.

Schon der Versuch, die geäußerten Bestimmungen eindimensional als positiv zu schildern, scheitert, so sehr ist Kritik zugleich in der Diskussion mitgedacht. Diese richtet sich an erster Stelle gegen Totalitätsvorstellungen, da Gesellschaft weder adressierbar noch explizierbar noch fassbar ist. Dem Gesellschaftsbegriff unterliegt daher auch eine extreme spezifische Spannung: Zum einen soll er die Extension der Gesellschaft umgreifen, also alle gesellschaftlichen Teile und Prozesse beinhalten – diese zeichnen sich ja gerade durch ihre (inkommensurable?) Vielheit aus –, gleichzeitig gebietet die wissenschaftliche Tugend Einfachheit. An diesem Problempunkt schlägt *Nassehi* eine Strategie der multiplen Vereinfachung vor. Basal oder horizontal angelegte Gesellschaftsbegriffe sind dagegen mit der Nachfrage konfrontiert, ob der Austausch des Begriffs mit dem der Sozialität einen Unterschied machen würde. An die verschiedenen grundbegrifflichen Definitionen und den damit einhergehenden theoretischen Problemen anschließend, ließe sich jedoch die Frage formulieren, ob es als abstrakte Gemeinsamkeit so etwas wie ein Bezugsproblem gibt, welches man als Problem notwendig in soziologischen Reflexionen berücksichtigen sollte – allerdings nur mit der zeitgleichen Frage, ob *der Begriff der Gesellschaft* dieses adäquat bezeichne? Um diese Frage beantworten zu können, sind wiederum einige theoretische Probleme zu beachten. In den Fokus der Kritik geraten hier sowohl die historische Verwendungsweise des Begriffes, als auch in systematischem Hinblick einige Prämissen desselben. Die Diskussionen um eine abstrakte gemeinsame Ausgangslage geht sogar so weit, das Wort auszutauschen, auch wenn kein geeigneter Kandidat zur Verfügung steht – so lautet der Vorschlag von *Karafilidis*.² *Renn* kon-

zediert vor dem Hintergrund der historisch auffälligen Selektivität des Begriffes die Schwierigkeit, einen die gemeinte »Einheit« explizit bezeichnenden Vorschlag akzeptieren zu können – dennoch hält er die der jeweiligen Variante innewohnende *Universalisierung* des gemeinten Inhalts für nicht wieder zurückzunehmen, was nämlich einer Unterbietung schon erreichter Reflexivität der Disziplin gleichkommen würde. Auch *Nassehi* betont die starke Gebundenheit der Soziologie an die Tradition, indem er die Idee, dass »wir« eine »Gesellschaft« seien als abhängig von einem soziologischen Traditionswissen postuliert. Allerdings mit der Konsequenz den Gesellschaftsbegriff als expliziten Begriff beizubehalten – allein die Erinnerung an Semantiken sei ein guter Grund dafür. Im Anschluss daran ergibt sich wiederum zugleich die Frage, auf welche Semantiken wir kommen würden, wenn wir unsere Reflexionen ausschließlich auf aktuell Gegebenes richten würden?

An dieser Stelle müssen sich die Konzeptionen des Begriffes die Frage nach ihrer Referenzhaltigkeit gefallen lassen. Dazu gehört sowohl die Frage nach dem Standort der Formulierung des Konzeptes – sowohl historisch, als auch nach dem »Operator« (*Renn*), welcher den Begriff formuliert –, sowie die Benennung inhaltlicher Eigenschaften und Problemen, die der Begriff mit sich führt. Zunächst zur Frage des Operators: Ist es beispielsweise die Gesellschaft selbst, die sich entweder primär politikförmig oder ökonomiezentriert beschreibt – also z.B. als vorgängiger Horizont (*Nassehi*), der sich nachträglich und simplifizierend zwecks der Notwendigkeit, Komplexität zu reduzieren, so zu beschreiben vermag. *Nassehi* sieht demzufolge das soziologische Mysterium in der Frage, wie es geschehen kann, dass Leute sich bestimmte Sätze, die gesellschaftlich-semantisch vorgeprägt sind, zu Eigen machen, ohne dies intendieren zu müssen. Diese semantischen Ressourcen können dann aber nicht an Gesellschaften im Plural oder an Gemeinschaften gebunden werden. *Renn* dagegen vertritt die Position, dass

dings der Möglichkeit, einen solchen Begriff sinnvoll verwenden zu können, verwendet man auch nicht denselben Begriff der früher »Gesellschaft« hieß – solange die genannte Paradoxie nicht mitentfaltet wird, bleibt auch diese abstrakte Forderung im Nebel (Gubo).

2 Man könnte hier nachträglich den Kandidat »der Begriff, der früher Gesellschaft hieß« einsetzen (Korte). Bei diesem Vorschlag, so sei hier jedoch angemerkt, tauchen wiederum neue Probleme auf. Man müsste ja angeben können, was es nun sei, was da im Zug des sozialen Wandels kontiniert. Diesem Etwas würde also in einem gewissen Sinne der Charakter einer überhistorischen Universalie zukommen, die man dann, könnte man diese begrifflich fassen, auch ohne Probleme weiterhin »Gesellschaft« nennen könnte, widerspricht man aller-

Gesellschaften nicht als eigenständige Operatoren in Erscheinung treten, sie also nichts tun – auch keine nachträglichen Einheitsbeschreibung bezüglich ihrer selbst anfertigen.

Aber nicht nur die Reflexionsmöglichkeiten der Gesellschaft sind in Frage bzw. die Reflexion dieser Reflexion führt zurück zum Gehalt selbst – was soll es denn nun sein, was man Gesellschaft nennt, oder anders: Was ist die Referenz des Gesellschaftsbegriffs? In einer besonderen Weise müssen sich die metaphorischen Gesellschaftskonzeptionen die Frage nach der Referenz gefallen lassen. *Lüdemann* versteht »Gesellschaft« als Metapher und diese hat in dieser Konzeption immer flüchtigen Charakter und trägt somit die Möglichkeit in sich, als Lückenfüller zu fungieren, der mit unterschiedlichen *fiktionalen* Gehalten gefüllt werden kann. In diesem Prozess der Verwendung von Fiktionen an bestimmten Problemstellen kann sich sodann ein Glaube, wiederum als Fiktion, einstellen, der den zunächst metaphorischen Charakter in Vergessenheit geraten lässt und die jeweilige Lückenfüllung womöglich als wortwörtlich gemeinten Begriff erscheinen lässt. Aufgrund der Unanschaulichkeit von Metaphern, so *Lüdemann*, ergebe sich die Möglichkeit, dass metaphorische Beschreibungen im Sinne von Analogiebildungen in der Soziologie und Politik *begrifflichen* Charakter gewinnen können. Bei diesem Prozess verliert die Metapher die Eigenschaft des Imaginären und wirkt anschließend als Begriff repräsentational. Auf dem Weg von der Metapher zum Begriff schwingen unentdeckt, über den Köpfen der soziologischen und politischen Akteure deshalb häufig substantialistische Einheitsvorstellungen mit, die sich allein anhand der Genese des entsprechenden Wortes von der Metapher hin zum Begriff erklären lassen. Der Uneindeutigkeitscharakter der Metapher verschimmt damit zu einer wortwörtlichen begrifflichen Vorstellung. Am Beispiel des Systembegriffs lässt sich dieser Vorgang illustrieren. Dem Gegenstand, der dann in der Soziologie mit dem Wort »System« bezeichnet wird, werden mit dieser Verwendungsweise substantialistische Eigenschaften unterstellt. *Nassehi*, dessen Interesse es ja ist, einen expliziten Gesellschaftsbegriff beizubehalten, weist hier dann allerdings zu Recht auf das Paradox hin, dass der Systembegriff ein unbestimmter Begriff (!) sei, weil dieser gerade die Unbestimmtheit genau dessen, was er bezeichnen

will, in sich selbst mitführt. Nimmt man diesen autologischen Zirkel ernst, dann würde laut *Nassehi* die Unterscheidung von Begriff und Metapher implodieren. Auch *Renn* argumentiert gegen eine konstruktivistische Verkürzung der Referenzfrage. Denn gerade aufgrund der *erfahrbaren* Selektivität von Beschreibungen im Kontrast zu dem jeweils Beschriebenen (er nennt dies eine »eigentümliche Transparenz der Intransparenz«) kann auf eine Referenzhaltigkeit des jeweils in Anschlag gebrachten Begriffs geschlossen werden – wenn auch Repräsentationsansprüche auf eine korrespondenztheoretische Verkürzung hinauslaufen, weshalb die Explikation des Gesellschaftsbegriffes nicht gefordert werden kann, jedoch ein impliziter Zugang zu einer Einheit des Sozialen vorausgesetzt werden muss.

Die Schwierigkeit der inhaltlichen Bestimmung des Gesellschaftsbegriffes, die rund um die Referenzproblematik klar geworden ist, führt nun zurück zu der Ausgangsfrage der Tagung: nach dem Gehalt des Begriffes. Denn zunächst erscheint die Paradoxie, dass der Begriff als Horizontbegriff oder als Kommunikationsanlass sich ja gerade in seiner Gehaltlosigkeit präsentiert, während er als Totalitätsbegriff auf der anderen Seite der gehaltvollste Begriff überhaupt zu sein scheint. Als Ausgangspunkt für die Frage nach dem Gehalt dient sodann wieder ein theoriehistorischer Ausgangspunkt, nämlich der abgrenzende Kritikcatalog Luhmanns: ein gehaltvoller Gesellschaftsbegriff müsse jenseits von Konsens, Territorium, dem Menschen und einem außerhalb liegendem Beobachterpunkt konstruiert werden. Gibt es jenseits dieser negativen Bestimmungen die Möglichkeit, dem Begriff generell akzeptable Eigenschaften zuzuschreiben oder ist der Gesellschaftsbegriff ein reiner Formbegriff, der stets nur nachträglich mit Inhalten gefüllt wird? Also etwa der Argumentation folgend, dass Gesellschaft als Gegenstand zu extensiv sei, als dass der Begriff Gehalt transportieren könnte. Selbst dies wäre aber, dies ist zu betonen, kein gültiges Argument gegen den begrifflichen Charakter des Wortes »Gesellschaft« – denn es ist ja ein Begriff, der in seiner abstrakten Form eine heuristische Funktion innehatte. In diesem Sinne könnte man die Forderung formulieren, einen Begriff zu bilden, der in der Lage ist, die »Organisation der Verbände«, wie der Gehalt der Gesellschaft »vorsociologisch« bezeichnet werden könnte, als *Min-*

destreferenz beizubehalten und als Beschreibungs- und Interpretationsaufgabe ernst zu nehmen. Und daran anschließend ist die Frage zu klären, wer dafür nun wieder Verantwortung zeichnet. Ist der Begriff Selbstbeschreibung der Gesellschaft oder Konstrukt der Soziologie oder gar Notwendigkeit für die Orientierung Einzelner (Forscher_innen)?

So ergibt sich, systematisch an die theoretischen Diskussionen anschließend, die Frage nach der Empirie. Gerade dem Verdacht, dass es sich bei den Diskussionen um den Gesellschaftsbegriff nicht um rein akademische abstrakte (Sprach-)Spielereien handeln könne, wurde mit einer einvernehmlichen Betonung der Empiriebedürftigkeit begegnet. Aber wie kann man den drohenden Abgrund reiner, referenzloser Abstraktion und empirisch gehaltvoller Forschung überbrücken? Beschreibt man begrifflich die Gesellschaft als etwas, was sich systematisch der konkreten begrifflichen Bestimmbarkeit entzieht, z.B. als einen nicht sichtbaren, aber wirkmächtigen Horizont, so ist man methodologisch mit der Frage konfrontiert, wie man mit der daraus folgenden prinzipiellen Kontingenz jedweder soziologischen Beschreibung umzugehen hat. So kam es auch, dass mit der Zusammenführung einiger konsensfähiger Kriterien (Nichtsichtbarkeit, Temporalität etc.) wohl Einigkeit herzustellen war, dass die *Soziologie in ihrer fundamentalen Erkenntnisprogrammatisierung auf hermeneutisches Interpretieren und Beschreiben festgelegt ist*. Selbst bei auf den ersten Blick wissenschaftstheoretisch recht rigiden Programmen, wie diejenigen, die auf dem deduktiv-nomologischen Schema aufbauen, kommt es darauf an, wie das, »was außerhalb dieses Schemas ist«, beschrieben wird – wofür der Begriff der Gesellschaft als Platzhalter dienen könnte (so *Nassehi* in Referenz auf eine Aussage von Hartmut Esser). Neben der abstrakten Einigkeit des Empiriebedarfs bezüglich des Gesellschaftsbegriffes gab es freilich methodologische Unterschiede bei der konkreteren Konzeptionsbildung und den daraus folgenden Überbrückungsvorschlägen von Theorie und Empirie. Für *Karafilidis*, der die begriffliche Fülle an Gehalt paradoxerweise in der Inhaltsleere sieht, ist Gesellschaft – in einer Deutung, die sich stark auf eine Lesart Niklas Luhmanns bezieht – kein umfassender Begriff, sondern ein grundlegender, der die Bedingungen der Möglichkeit von Kommunikationsanschlüssen adressiert. Wie dies genau ge-

schieht, hält *Karafilidis* für eine empirische Frage. Er schlägt vor, die Grenze von Gesellschaft und Umwelt differenziert nach den Ebenen der Interaktion, Organisation, sozialen Bewegung und Gesellschaft zu beobachten. Dort finden sich Verhalten, Ressourcen, bio-physische Bedingungen und symbiotische Symbole als Beobachtungen der Sozialsysteme ihrer je spezifischen Umwelt. *Nassehi* betont, dass das Strukturprinzip der aktuellen Gesellschaft, deren funktionale Differenziertheit, aufgrund der leichten Erfahrbarkeit binärer Codes ihre Durchschlagkraft zukommt. Interessant für die soziologische Forschung sei im Anschluss daran die Frage, welche Semantiken sich vor diesem Hintergrund durchsetzen und für welches Problem diese als Lösung fungieren. Um diesen Problemhintergrund sichtbar machen zu können, brauche man nun den Gesellschaftsbegriff, womit die in einer Situation nicht direkt selbst konstituierten Ressourcen erklärt werden können. Der Gesellschaftsbegriff gewinnt seine methodologische Relevanz also, indem er als heuristische Instruktion zu verstehen ist, welche es ermöglicht, in mikrologischen Zusammenhängen (z.B. Interaktionen) makrologische Einflüsse zu erkennen. An diesem Punkt sind sich nun *Nassehi* und *Renn* einig. Für beide folgt für den Umgang mit der Theorie-Empirie-Zirkularität, die theoretische Diskussion mit empirischen Waffen zu führen, die Gesellschaft im Mikro zu dechiffrieren. Dabei wird jeweils die Differenzierungstheorie relevant. Mit der Feststellung, verschiedene Bereiche innerhalb der Gesellschaft verfolgten differente Logiken und in concreto verschiedene Ziele, die nicht auf einen einzigen Zielkonflikt rückführbar sind (*Nassehi*), stellt sich die Frage nach dem Zusammenspiel dieser operativen Prozesse respektive Strukturen. Die Empiriefähigkeit des Gesellschaftsbegriffes zeigt sich nun darin, dass die Beschreibung dieser Zusammenhänge immer auf etwas angewiesen ist, was sich nicht aus *einer* dieser differenten Logiken erklären lässt – *in diesem Sinne* ist die Gesellschaft als Horizont zu verstehen, der empirisch immer nur aspekthaft beschrieben werden kann, als Gesamtzusammenhang aber präsent sein muss (*Nassehi*). Die Präsenz des Gesamtzusammenhangs betont auch *Renn*, wobei die verwendeten, in der Gesellschaft vorkommenden Gesellschaftsbegriffe diesen Gesamtzusammenhang niemals repräsentieren können. Dennoch verweisen diese

koreferentiell auf einen Gesamtprozess (d.h. auf soziale Interdependenzen). Die mit der Selektivität dieser Verweisungen verbundene Kontingenzerfahrung, so *Renn*, verweise aber (»erstaunlicherweise«) auf die Stimmigkeit der Differenzierungstheorie. Denn die synchron im Plural auftretenden Gesellschaftsbeschreibungen würden ja gerade auf ausdifferenzierte Perspektiven hindeuten. Die Gesellschaftstheorie ist sodann auf eine empirische Forschung angewiesen, die hermeneutisch innergesellschaftliche Zusammenhänge als »Übersetzungsverhältnisse« (Renn) interpretiert, zugleich aber theoretisch auf einen gemeinsamen Bezugsgegenstand bezogen bleiben muss. Die Theorie selbst ist dann angewiesen auf empirische Welterschließung, welche gesellschaftliche Makrozusammenhänge in den Analysen von mikroskopischen Fällen indirekt aufzudecken vermag (man kann diese Methode auch »Makrohermeneutik« nennen). Neben dieser methodologisch reflexiven Diskussion des Verhältnisses von Theoriebildung und empirischer Forschung konfrontierte *Atzeni* die Frage nach einem inhaltvollen Gesellschaftsbegriff mit empirischem Material, inbegriffen dem Hinweis, die Frage ließe sich in der Forschungspragmatik selbst lösen. Anhand einer professionssoziologischen Untersuchung von Ärzte-Biographien stellt sie dar, welche Fragen an das Material eben nur mithilfe eines soziologischen Gesellschaftsbegriff gestellt werden können und welche eben nicht. Mit einem systemtheoretischen Gesellschaftsbegriff werden Dimensionen ärztlichen Handelns, insbesondere die Notwendigkeit der Selbstbeschreibungen, für Plausibilität zu sorgen, klar, die eine Herangehensweise beispielsweise als methodologischer Individualist verborgen hätte. *Atzeni* plädiert auf diese Weise für einen forschungsnahen Gesellschaftsbegriff, der insbesondere Vorteile darin hat, verschiedenste Daten unter dem Gesichtspunkt ihrer Gesellschaftlichkeit vergleichbar zu machen. Aber auch hier wiederholen sich die Reflexionsproblematiken des Begriffs und seiner Folgen, ausgedrückt in der Forderung *Pfützes*, die Gesellschaft selbst sei stärker als der Begriff (und sollte es auch sein).

In der Abschlussdiskussion fassten die *Gespräche*, in der Person von *Victoria von Groddeck* (München), einige zentrale Problemlinien selbst zusammen. So wurde die Gesprächsfrage zwar bejaht, die Begründungen fielen jedoch unter-

schiedlich aus. Substanz-, Kapazität- und umfassende Allgemeinheitsbegriffe scheinen obsolet, ebenso das kritische Potential eines Gesellschaftsbegriffs. Gleichzeitig ist das (je nach Interpretation historische oder ahistorische) Bezugsproblem weiterhin zentraler Bestandteil soziologischen Denkens. Aus dieser spannungsreichen Lage ergeben sich zwei sich kristallisierende Reaktionen: Die eine ist die Verminderung der Ansprüche an einen soziologischen Gesellschaftsbegriff, was niederschwellige und inhaltsleere Beschreibungen ermöglicht. Die Gefahr besteht hier allerdings darin, dass der Begriff mit konkurrierenden Begriffen wie Sozialität verwechselbar wird. Die zweite Reaktion besteht in methodologischen Konsequenzen, oder pointierter in einem *Empirisch-Werden der Gesellschaftstheorie*. Dafür bieten sich vor allem qualitative Methoden an, die sich jedoch gegen das Medium Zahl quantitativer Gesellschaftsbeschreibungen positionieren müssen. Schließlich ist der Gesellschaftsbegriff aus einem letzten Punkt nicht aufgebbar. Die metaphorischen oder imaginativen Gehalte des Gesellschaftsbegriffs machen ihn mit zentral aus. Die Gesellschaft konstituiert sich darüber, dass soziale Akteure davon ausgehen, sich in einer Gesellschaft zu bewegen. So ließ sich Plausibilität auch darüber herstellen, Gesellschaft sei genau das, was in der Diskussion des Gesellschaftsbegriffs geschehen würde.

Schließlich, selbst wenn die Wissenschaft der Gesellschaft auf ihren Begriff verzichten könnte, müsste sie, um außerhalb verstanden zu werden, diesen Begriff verwenden.

Anschriften:

Michael Gubo, M.A.
Westfälische Wilhelms-Universität Münster
Institut für Soziologie
Scharnhorststr. 121
48151 Münster
michael.gubo@wwu.de

Dipl.-Soz. Jasper W. Korte
Westfälische Wilhelms-Universität Münster
Institut für Soziologie
Scharnhorststr. 121
48151 Münster
jasper.korte@wwu.de